

Anonyma

Plötzlich ein Sorgenkind

Aus dem Leben einer
aufmerksamkeitsgestörten
Familie



DVA

spät von der Schule nach Hause, für einen Weg von zehn Minuten benötigt sie mehr als eine halbe Stunde. Kein gutes Zeichen. Sie trödelt selten, wählt immer den schnellsten Weg, weil sie in der Schule oft nichts isst und einen Bärenhunger mitbringt. Aber vielleicht hat sie sich, so mein Gedanke, vor den Jungen aus ihrer Klasse versteckt, die manchmal vor den Schultoren auf sie warten, um mit ihrer Tasche Fußball zu spielen. So wie es schon häufiger passiert sein musste, ohne dass Lenja darüber sprechen wollte, aber der Zustand ihrer Tasche ließ keinen anderen Schluss zu. Sie konnte uns auch nicht erklären, warum ihre Klassenkameraden ausgerechnet ihre Schultasche im Visier

haben. In den vergangenen Monaten war es immer schwerer geworden, an sie heranzukommen, wenn sie zur Tür hereinschlappte, still und blass.

Ich habe mir den Nachmittag freigehalten, um mit ihr etwas zu unternehmen. Endlich klingelt es an der Tür, und ich begrüße sie an der Schwelle mit einer Umarmung. Das heißt, ich versuche sie zu umarmen, während sie in ihrem Schlurfschritt kurz innehält, mit leerem Blick, die Schultern hochgezogen. Wortlos geht sie an mir vorbei, die Schultasche gleitet von der Schulter und knallt aufs Parkett. Ich schaue ihr nach, wie sie ihr Zimmer ansteuert und sich dort aufs Bett fallen lässt.

»Möchtest du dich erst mal ausruhen,

bevor wir starten?« Es ist eher eine Feststellung als eine Frage, denn sie liegt auf der Matratze wie ein angeschossenes Tier, die Augen auf die gegenüberliegende Wand gerichtet.

Sie antwortet auf keine meiner hilflosen Fragen, schaut mich auch nicht an. Nach einer kleinen Ewigkeit, in der ich tatenlos und gedrückt neben ihr sitze, flüstert sie: »Mein Leben ist scheiße. Ich will nicht mehr leben.«

Wie viel Zeit vergeht, bis diese zwei Sätze meinen Verstand erreichen, weiß ich nicht mehr. Nur noch, dass ich lange mit geöffnetem Mund den Kopf schüttele und mich vergebens anstrenge, einen Gedanken zu formulieren. Aber das Einzige, was mir einfällt, ist, dass diese

zwei Sätze nicht zu einem sechsjährigen Kind passen. Ich bekomme beides nicht zusammen, die Worte und das Mädchen im blau-roten Kleid, Größe 128, das sich vor neun Monaten eine Schultasche mit aufgedruckten Meerjungfrauen ausgesucht hat, voller Vorfreude auf die Einschulung. Mir wird übel, eine körperliche Ahnung von Unglück. Ich muss mich verhört haben.

»Was hast du gesagt?«

Sie wiederholt beide Sätze, tonlos, dreht sich um und weint fast geräuschlos. Ihr kleiner Körper bebt, ihre Hände hat sie an die Schläfen gepresst, als wollte sie den Kopf gleichzeitig ruhig halten. Vor mir liegt meine Tochter, der ich alles Glück der Erde wünsche. Sie ist so

verzweifelt und einsam, wie kein Kind es jemals sein sollte, und mir fällt nichts Besseres ein, als hohle Formeln zu stottern, ohne einen Satz zu beenden. »Es scheint nur so ... Das Leben ist manchmal ... Schule ist doch auch nur ...« Vielleicht hätte ich mich einfach danebenlegen, sie umarmen sollen. Hätte, wäre, wenn ...

Seit diesem Tag verfolgen mich unzählige Grübeleien und Sätze in der Möglichkeitsform wie ein Fluch. Im Laufe der Zeit habe ich Hunderte Szenen aus dem Gedächtnis hochgezerrt, auf der Suche nach der einen Schlüsselszene oder Fehlentscheidung, die zu diesem Moment im Frühsommer führte und den